

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 9

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Oui, dans l'éther, tes lignes virginales
Sont comme un jeu divin dont pour l'Eternité
L'artiste a précisé la rectitude insigne.

Pierre et coeur, esprit, lumière,
Mon esprit tout entier participe de Dieu
Et sans savoir pourquoi mon âme est éblouie,
Dans les rectangles bleus limités par les marbres,
Je sens mes yeux s'ouvrir sur un monde inconnu!

KLEINE RUNDSCHAU

Zeitgenössische italienische Erzähler

Eine zusammenfassende Darstellung der gegenwärtigen italienischen Prosa kann nur rein informativen Charakter haben. Da wir unweigerlich an die Gegenwart gebunden sind, so wird die von uns getroffene Auswahl notwendigerweise in ihren kritischen Aspekten nur fragmentarisch sein können: das heisst, wir wollen keine abschliessende Bilanz ziehen, sondern weit mehr Vorschläge unterbreiten, die wir aus dem grossen Angebot der jüngsten Generation auswählen möchten, die ja dazu berufen ist, das historische Geschehen der Gegenwart zu erfassen und dichterisch zu gestalten. Wir wollen also die Aufmerksamkeit auf jene Verfasser lenken, die sich noch keinen klingenden Namen gemacht haben, deren Werke sich aber durch ihre künstlerische Gestaltung auszeichnen: eine Art Leitfaden über Schriftsteller, die sich polemisch gebildet und durch einen moralisch menschlichen, allen gesellschaftlichen Erfolgen fernen Ernst bestätigt haben. Man missverstehe dabei den Ausdruck „polemisch“ nicht. Eine Polemik kann nur dann fruchtbar sein, wenn ihr zähes Sichdurchsetzenwollen der Ausdruck eines mit sich selbst ringenden Gewissens ist. Wir verstehen darunter keine Polemik äusserer Auseinandersetzungen, der Debatten und Gelegenheitsproben, sondern jenes Mit-sich-selber-ringen, das jeder künstlerisch Schaffende an sich selbst und am zu gestaltenden Stoffe erfährt. Denn nur hier setzt die Kunst im wahrsten Sinne des Wortes ein. Daraus ergibt sich ja die ganze Vielfalt der Richtungen und der Ergebnisse künstlerischen Schaffens. Die gegenwärtige italienische Erzählerkunst ist dank der von den einzelnen Verfassern eingeschlagenen Richtungen äusserst vielgestaltig. Gewiss verbindet ein Bestreben diese ganze Vielgestaltigkeit, und zwar das allen gemeinsame Bemühen, der italienischen Prosa Neues und ihre stilistische Würde wiederzugeben. Seinen Anfang fand dieses Bestreben in den hervorragenden Beispielen eines Emilio Cecchi, eines Vincenzo Cardarelli und eines Antonio Baldini.

Der sogenannte „Fragmentismus“ beabsichtigte ja einen Prosastil zu schaffen, der selbstherrlich Inhalt und Aufbau des Werkes bestimmte, ohne sich an ein Bestimmtes, schon Erreichtes zu binden. Damit meinte man keineswegs, einem leeren Formalismus zu huldigen: man war nur darauf aus, sich mit Hilfe eines eigenwilligen Geschmackes und persönlichster Feinfühligkeit vollkommene Unabhängigkeit zu sichern. Die Prosaunst wurde lyrisch durchsetzt und aufgelockert. Am besten scheint uns jene Unterscheidung geglückt zu sein, die von „Prosa-Künstlern“ und eigentlichen „Erzählern“ spricht. (Wir verweisen dabei auf die glänzende Anthologie von Enrico Falqui „Capitoli“). Die erstgenannten lieben kleinere Dichtungen, Essays, die letzteren befassen sich mit Erzählungen, Novellen und Romanen. Logischerweise gehen beide Bestrebungen in manchen Fällen ineinander über, was ihnen durchaus nicht immer zum Nachteil gereicht. Denn auch die reinen Erzähler bemühen sich, Aufbau und Sprache bewusst zu meistern. Selbst wenn in mancher Erzählung der Versuch gemacht wird, die realen, lyrischen und phantastischen Einfälle vollkommen zu erfassen, was unseres Erachtens die Eigenart der italienischen Erzählerkunst der Gegenwart am treffendsten charakterisiert, so ermangelt sie nie entsprechender Formgebung. Die Persönlichkeit wahrt in den besten Fällen ihre Selbständigkeit und der Einfall seine unbeschwerte Leichtigkeit. Dieses bewusste Kunstschaffen, das fast nach bestimmten architektonischen Richtlinien verfährt, setzt sich letzten Endes die Ueberwindung alles Fragmentarischen zum Ziele. Die ursprüngliche Freiheit eines Giovanni Comisso, mit seinem eindeutigen, unvermittelten Naturalismus scheint nicht Sache der jungen italienischen Erzähler zu sein, die sich mehr an die Erfindungen einer abenteuerlustigen Phantasie halten. Der verhaltene Lyrismus verfällt weder schwermütiger Weichheit wie bei G. B. Angioletti, noch gestaltet sich der umfassende Aufbau, je nach dem innern Gehalt, nach dem Vorbild des zu bejahenden Klassizismus, oder des hinreissend historischen Hintergrundes eines Riccardo Bacchelli. Ebenso steht die rührende Menschlichkeit eines Bruno Cignani vereinzelt da. Es scheint, dass auch ein Aldo Palazzeschi, der in seinen beiden Werken „Le Sorelle Materassi“ und „Il Pallio dei Buffi“ sich als glänzender Erzähler erwiesen, keine Nachwirkungen nach sich gezogen hat, oder diese zumindest keinen Niederschlag gefunden haben. Ein gleiches gilt dem intuitiven Schaffen Enrico Peas und dem magischen Realismus Massimo Bontempelli. Wir wollen dabei nicht die Notwendigkeit des Romans als solchen verfechten, sondern nur hervorheben, dass sich in der jüngsten Generation italienischer Erzähler ein Hinstreben zur reinen Prosa wie zur reinen Poesie geltend macht. Man erreichte somit jenen Punkt, der eine Unterscheidung zwischen den beiden empirischen Bedingungen, zwischen Poesie und Prosa zulässt. Der gegenwärtig sich vollziehende Umwandlungsprozess äussert sich in einer engeren Abhängigkeit vom ureigenen geschichtlichen Werden und läuft auf eine entsprechende Neugestaltung hinaus, deren ideale Erfüllung das Zusammenwirken ästhetischer For-

derungen und dichterischer Einfälle wäre. Daher müssen Prosa wie Poesie in ihrer Ausrichtung auf einen bestimmten Stil, der den kulturellen Forderungen der Gegenwart entspricht, jeweils besondere Erfahrungen durchmachen, dies jedoch im Ausgleich idealer Bestrebungen und sprachlicher Grundeinstellung. Es ergeben sich daher auch nicht Probleme handwerkständiger, sondern solche rein geistiger Natur. Der Rhythmus der Sprache beeinflusst gewisse Bestrebungen, die unbedingt jene des Gefühls unterstützen und daher vermittelnd wirken zwischen den Forderungen des Temperaments und der Kultur. Wohlverstanden ist dies nur ein Urteil und eine Voraussetzung ausserhalb endgültig ästhetischer Resultate.

Wir wollen nun zunächst einige Erzähler namhaft machen, ohne länger bei ihnen zu verweilen, da sie sich schon einigermaßen durchgesetzt haben. Da ist vor allem Corrado Alvaro, dessen Werke mit dem lokalen Hintergrund einen grösseren Eindruck erzielen als jene, die auf eine allgemein europäische Geisteshaltung mit entsprechenden Voraussetzungen abgestimmt sind. Seine scharfe Beobachtung der Wirklichkeit hat die Tendenz, letztere zur Fabel umzugestalten: so in seinem Werke „Gente in Aspromonte“. Was Alvaro an einer ungehemmten Entfaltung hindert ist jene Vorbestimmtheit, die einige seiner Werke merken lassen: eine Beobachtung, die man auch in den Schriften Bonaventura Tecchi machen wird, dem man trotz den analytischen Spielereien in seinem Buche „Tre storie d'amore“ nicht die Gabe eines hervorragenden Erzählers wird absprechen können. Tecchi begann mit lyrischen Werken, Giani Stuparich hingegen hat sich in seinen ersten „Erzählungen“ durch seine offensichtlich darstellerische Begabung hervorgetan, um sich dann einer geruhsameren Gestaltung hinzugeben, in der das Alltägliche und Autobiographische in den Vordergrund tritt, sodass das menschliche Element in seiner weichen Schilderung ans Lyrische streift. Lyrik und Idylle bilden auch den leichtbeschwingten Grundton in allen Werken Piero Gadda Contis, während sie in den Schriften Curzio Malapartes temperamentvollen Ausdruck finden.

Unter den Verfassern, die wir hier besonders hervorheben wollen und die der jüngsten Generation angehören, wobei wir die bisher angeführten, sei es wegen ihres Alters oder ihres Rufes, als Vorläufer ansehen, hat Alberto Moravia sicherlich auch in den Kreisen anspruchsvoller Leser die grösste Beachtung gefunden. Wenn nun viele der bisher erwähnten Erzähler von allem Anfang an darüber keinen Zweifel liessen, dass ihre Entwicklung in den Forderungen und unvorhergesehenen Ergebnissen keinen glatten Verlauf nehmen würde, so war man sich bei Moravia über eine eindeutig verlaufende Entwicklung vollkommen klar. Als erbarmungsloser Schilderer menschlichen Elends und menschlicher Laster — die Erzählung nimmt fast immer einen stürmischen Verlauf — war seine Gestaltungsgabe stets an einen unlösbaren Realismus gebunden. Um so grösseres Erstaunen erweckten daher einige seiner zuletzt erschienenen Erzählungen, in denen er einem Surrealismus von unabsehbaren Folgen entgegengeht, in dem die verschiedenen Erfahrungen der

europäischen Literatur gegenseitig aufeinander einwirken. Doch können wir sagen, dass er, abgesehen von dieser gegenwärtigen Richtung, die etwa in der Sammlung kurzer Novellen und Essays „I Sogni del Pigro“ zum Ausdruck kommt, uns mit seinem Buch „Gli Indifferenti“ einen der wertvollsten italienischen Romane der Gegenwartsliteratur geschenkt hat, der sich auch einem europäischen Leserkreis anzupassen vermöchte. Die ungewöhnliche, nieversagende Sicherheit seiner Darstellung wird durch den lebendigen Pulsschlag in Sprache, Gestalten und Geschehen stets neu gestärkt. Es schadet nichts, wenn sein Werk, „Le Ambizioni Sbagliate“ letzten Endes seinem Titel auch insofern gerecht wird, als es eigentlich als ein „verfehlter Roman“ bezeichnet werden kann — denn auch dieser Roman trägt den Stempel seiner ausserordentlichen Begabung. Seine am Ethischen interessierte Erzählerkunst entbehrt nie, auch bei der Schilderung der verwickeltsten Seelenzustände, einer davon unabhängigen plastischen Wiedergabe. In einigen seiner meisterhaft gestalteten Erzählungen, in denen sich im Gegensatz zu seinen Romanen sein Ueberschwang etwas mässigen musste, hat Moravia ein Niveau erreicht, frei von jeder selbstgefälligen Aufdringlichkeit.

Eine nicht minder aussergewöhnliche Erzählergestalt ist P. A. Quarantotti-Gambini. Die Gestalten seiner Werke leben ein völliges Eigenleben: denn der Verfasser bringt es zustande, sich von seinen Gestalten ganz zu lösen, und dennoch in ihnen wirksam zu sein. Daraus ergibt sich eine Schilderung, in denen die Handlungen der Menschen für sich selber sprechen, jenes Ausdrücken innerster Erlebnisse durch die schlichte Darstellung bestimmter Bewegungen. Vor allem werden zufällige Beziehungen zwischen den Gestalten, ihrem Milieu und ihren Handlungen erfunden, die nicht nur das Innenleben der Gestalten vertiefen, sondern auch die Wirksamkeit erhöhen. Die psychologische Analyse steht ganz im Dienste jener harmonischen Gestaltung, der das erzählende Moment Hauptsache bleibt: ein weiterer Beweis jener stilistischen Bestrebungen, von denen weiter oben die Rede war. Neben zarter Feinfühligkeit macht sich bei Quarantotti-Gambini ein stark ausgeprägtes Gefühl für das Tragische, man möchte sagen Unterirdische des Lebens bemerkbar. Seine Gestalten erfüllt tatsächlich irgendein dunkles Ahnen, das sie überallhin verfolgt und beherrscht. Das Bestreben, sich von unnützen Leidenschaften, Besessenheiten freizumachen, äussert sich in den einzelnen Erzählungen mit verschiedener Intensität: manchmal gelingt es den Gestalten nicht, sich davon zu lösen, gelingt es ihnen aber, so bleibt es trotz des Opfers oft bei einem unvollständigen, vielleicht eiteln Sieg. Stets zeichnen sich alle Werke Quarantotti-Gambinis durch ein Zusammenspiel zarter Andeutungen und psychologischen Schürfens aus. Ebenso sein Roman „La Rosa rossa“, dessen verhaltene Tragik und das gelassen, poetisch erzählte Geschehen an eine ganz gewöhnliche Alltagsgeschichte denken lassen. Gerade darin liegt die Ursprünglichkeit Quarantotti-Gambinis. Man fühlt, dass der Verfasser mit seinen Geschöpfen leidet, sie in seinem Innersten aber auch leise belächelt. Angefangen von seinen drei unter dem Titel

„I Nostri Simili“, veröffentlichten Novellen bis zu seinem Roman und der zuletzt erschienenen Erzählung „Le Trincee“ hat die Kunst Quarantotti-Gambinis sich, einer ursprünglichen inneren Reife gehorchend, zunehmend verfeinert, und ihr war es, wie nur wenigen Vertretern der italienischen Gegenwartsliteratur, beschieden, ihr Ziel nicht zu verfehlen.

Grundverschieden wiederum sind die Werke von Alessandro Bon-santi, der mit einer oft abstrakten psychologischen Zergliederung der Charaktere scharf umrissene Gestalten zeichnet, die aber nicht stark genug sind, dramatische Spannungen auszulösen. Mit grösster Vorsicht schieben sie jedes Hindernis zur Seite und wenn trotz aller Umsicht ihr geruhames Leben irgendeinen Bruch erleidet, so ist dies stets von kurzer Dauer und ohne üble Folgen. Ein oft pedantisch anmutendes, gesetztes Periodisieren lässt die Erzählung in gleichmässigem Fluss dahingleiten, so dass die Atmosphäre des Geschehens Gefahr läuft, sich stets gleich zu bleiben. So besteht die Originalität Bonsantis gerade in jenem eifrigen Bestreben, kleinsten Begebenheiten mit gewandter Eleganz alles zu entnehmen, was sich ihnen eben entnehmen lässt. Es ist nur bedauerlich, dass seine letzten Werke, wie beispielsweise „Racconto Militare“, allzusehr nach dieser Seite neigen, so dass jene launige Anmut, die in den vorausgehenden Werken auch die kraftlosesten Stellen belebend erfrischte, hier nun ganz fehlt. Die Widerstandskraft der Kunst Bonsantis liegt daher in jener Geschliffenheit der Sprache, die er meisterhaft beherrscht und dank welcher seine Gestalten bewusstes Eigenleben gewinnen.

Auch der Roman „Conservatorio a Santa Teresa“ von Romano Bilenchi ist von breiter Weitschweifigkeit. Trotz alledem aber umweht uns hier der frische Wind einer regeren Handlung. Tatsächlich ist das Grundmotiv unliterarisch und die ausführliche Darstellung bezieht sich nur auf inneres Erleben. Selten findet sich eine solche innige Wechselbeziehung zwischen äusserem und innerem Geschehen, ohne dass literarische Pedanterie die harmonische Gestaltung des Ganzen störte oder überflüssiges Beiwerk einführte. Bilenchi hat sich vor allem mit seinem Band Erzählungen „Anna e Bruno“, deren starker Realismus die ganz ausgeprägte Persönlichkeit des Verfassers verrät, einen Namen gemacht. Doch seinen Romanen war es vorbehalten, ihn in die erste Reihe der jungen Erzähler vorrücken zu lassen. Das zarte Zusammenwirken von Psychologie und Sensation verleiht dem Roman einen ganz eigenartigen Charakter. Die Gegensätze sind rein gefühlsmässiger Natur und werden in ihrer Ganzheit sorgsam enthüllt. Seine Gestalten heben sich in plastischer Reinheit vom Hintergrunde ab, und die Schilderung ihres Lebens ist ein stetes Bemühen, dessen bunte Einzelheiten wiederzugeben. Eine neue Atmosphäre, die Bilenchi geschaffen, und die selbst dort, wo sie weniger gelungen ist, einen zwingt, den Verfasser als starke Persönlichkeit gelten zu lassen. Er kann als eines der wenigen mustergültigen Beispiele des italienischen Romans betrachtet werden.

Stefano Dessi hat in seinem Werk „San Silvano“ eine in der

Erinnerung lebende Gefühlswelt wachgerufen. Seine Erzählgabe erschöpft sich in einer lyrischen tagebuchartigen Umgestaltung der geschilderten Umgebung und ihrer Gestalten; wo die Handlungen ihren einzigen Halt in der Erinnerung finden, die sich reich und rein geistig erschliesst, wo Gewohnheiten und Gefühl übereinstimmen im Wiederaufleben neuer und alter Wunden. Das Wertvolle in Dessis Schriften liegt deshalb gerade in der Eindringlichkeit des Ausdrucks.

Arrigo Benedettis Kunst ist auf eine knappe, flüssige Schilderung sachlicher Zusammenhänge ausgerichtet, so dass er einen wenn auch nicht immer gewollten Realismus offenbart. Hier stehen die nackten Tatsachen ganz im Mittelpunkt des Interesses, die elementare Darstellung selbst ist führend.

Auch Elio Vittorini steht auf dem Boden realistischer Schilderung, allein sie wird bereits von gewandten Einfällen und Launen einer geistigen Kultur fruchtbar durchsetzt. Nach den etwas trockenen Schilderungen in „Piccola Borghesia“ folgten die Werke: „Nei Morlacchi“, „Viaggio in Sardegna“ und „Conversazione in Sicilia“, darin sich die Freude an reiner Wiedergabe bereits mit dem Bestreben mischt, das aussergewöhnlich Erfundene sprechen zu lassen. Das Abenteuer wird in eine ideale Gegend, jenseits aller Schilderung verlegt. Wenn auch der Gedanke nahe lag, dass sein bilderreicher Realismus von der ausländischen Gegenwartsliteratur, so vor allem von der amerikanischen, beeinflusst worden sein mag, so hat Vittorini jedenfalls die Eigenart seiner Erfindungsgabe zu bewahren verstanden.

In seiner Sammlung von Erzählungen „Il Ricordo della Basca“ gibt Antonio Delfini nicht eine Probe vager Erzählungskunst, sondern er beweist hier seine Fähigkeit, dem Schwung seiner Phantasie, bar aller hemmenden Zutaten, freie Bahn zu lassen. Die schlichte, sorgfältige Art, mit welcher er eine metaphysische Idee menschlichen Handelns und Fühlens zu veranschaulichen weiss, gewinnt im Rahmen seiner Erzählungen ein oft seltsam anmutendes Gepräge, was an eine Art von Surrealismus gemahnt. Das Magische seiner Darstellung ist nicht das Ergebnis einer vorgefassten festen Absicht, sondern die selbstverständliche Frucht eines inneren Reichtums, der in sich selber seine Berechtigung findet. Fast wäre man versucht, unmittelbare Selbstbekenntnisse aus einem Tagebuch, das von der Wirklichkeit, die es veranlasst hat, gänzlich losgelöst ist, vor sich zu sehen.

Mit Delfini kommen wir nun zur Reihe der Dichter, die jener surrealistischen Tendenz mit grösserer Entschiedenheit folgen. Tommaso Landolfi hat ohne Zweifel die verschiedenartigsten Vorbilder in sich zu vereinigen gewusst — es lässt sich dabei an Gogol, Verne, D'Annunzio, ja an Goethes „Faust“ denken. Trotzdem behält seine persönlichste Begabung überall dort in seinen Erzählungen die Oberhand, wo das rein Dekorative sich mit dem Grauensvollen, das Abstrakte mit dem Realistischen glücklich vereint. Vor allem bildet seine Sprache die tragfähige Brücke zur Verbindung an sich unvereinbarer Gegensätze. Dies beweist am besten sein Buch „La Pietra Lunare“.

Während Landolfis naturalistische Grundeinstellung unleugbar ist, offenbart Nicola Lisi eine offenkundige Tendenz zur Allegorie. Die Fabel seiner Erzählung folgt traditionellem Gedankengut, das Neuartig-zeitgenössische äussert sich in seinem fast verwirrenden Hang zum Uebersinnlichen. In zarten, oft schwermütigen Schilderungen weiss er in den greifbarsten Dingen unseres Alltagslebens unseren Sinn für das Unwirklich-Magische zu wecken. Sein hervorragendster Wesenszug liegt in seiner Fähigkeit, zwischen allen Gegenständen, den Tieren, seinen Gestalten und der ganzen Natur symbolisch wirkende Beziehungen herzustellen, was seine feinfühlig poetische Ader verrät.

Ein eigenartiges Gemisch von moralisierendem Humorismus und Entstellung kommt in den Werken von C. E. Gadda zum Ausdruck. Bei ihm wird die Karikatur zur Satire, wobei sich die ganze Gefühlswelt in den verschlungenen Wegen seiner phantasievollen weitschweifigen Sprache auslebt, was den besonderen Reiz seines Erzählens ausmacht. Diese sich eng an das Humorvolle anlehrende Darstellungsart, die die Bitterkeiten des Lebens hervorkehrt, spiegelt eine der eigenartigsten Formen unserer Gegenwartsliteratur. Selbstverständlich geschieht dies auf Kosten des inneren Gleichgewichtes, doch gehört Gadda zu jenen Dichtern, die man als Ganzes bejaht oder ablehnt.

Diese kurze Zusammenfassung des Wesentlichen gestattet uns nur noch, einige Namen flüchtig zu erwähnen ohne dabei Ausspruch auf Vollständigkeit zu erheben; so Dino Buzzatti, der mit seinem Roman „Il Deserto dei Tartari“ einen verdienten Erfolg zu verzeichnen hatte; der von innerer Unrast gequälte, oft intellektuell eingestellte Dino Terra, der an Einfällen reiche Mario Soldati, der realistisch schreibende, aber nicht immer tiefe Enrico Emanuelli. Nicht übersehen werden dürfen vor allem noch zwei Vertreter der jüngeren Schriftstellergenerationen: Euralio De Michelis, der nach vielversprechenden Anfängen in der Kunst des Erzählens sich scheinbar ganz kritischen Studien widmet, und der humorvolle Cesare Zavattini, dessen Schilderungen aus dem Leben des Alltags das Groteske meisterhaft festzuhalten wissen.

Umbro Appollonio.

Orthodoxer Pestalozzi?

Dass Heinrich Pestalozzis geistige Existenz umstritten ist, beweist die ganze Geschichte der Pestalozziforschung und in jüngster Zeit seine Hineinziehung in den Kampf um die militärische Erziehung der Jugend seitens der Freunde und Gegner der vom Volk verworfenen eidgenössischen Gesetzesvorlage. Mit blossen Zitaten kann er von jeder geistigen oder politischen Bewegung für sich beansprucht werden.

An den verschiedenartigen Deutungen ist Pestalozzi weitgehend selber schuld. Seine geistige Existenz ist so komplex, unergründlich und dämonisch, dass etliche seiner Sezierer, in Unkenntnis früherer Forschungsergebnisse, glaubten, ganz neue Züge, ja zentrale neue Wesenstat-

sachen entdeckt zu haben. So tauchte von Zeit zu Zeit wieder ein „unbekannter Pestalozzi“ auf. Auch Pestalozzis willkürlicher Sprachgebrauch erleichtert den entdeckungshungrigen Beutejägern die Herstellung eines neuen, noch nie dagewesenen Pestalozzibildes. Aber Pestalozzi lässt sich nicht nur auf keinen einigermaßen einheitlichen Nenner bringen, sondern man muss bei ihm die Fülle des Widersprüchlichen auch dann unangestastet lassen, wenn man weiss, welche untergründigen Verbindungskanäle zu einer Einheit führen können und müssen.

Pestalozzis religiöse Existenz wurde in jüngerer Zeit hauptsächlich von Paul Wernle und Friedrich Delekat untersucht. Beide Bücher sind wertvolle Vorarbeiten für eine spätere Standardarbeit. In jedem spiegelt sich der Geist des Verfassers wider, und dennoch stammen sie aus jener inneren Freiheit, die den ehrfürchtigen Wissenschaftler kennzeichnet, der leidenschaftlich nach der Wahrheit fragt und sich davor scheut, irgendwie zu „zwängen“.

Ganz anders das Buch von Karl Würzburger, *Der Angefochtene*. (Ein Buch über Pestalozzi. Erschienen 1940 im Zwingli-verlag Zürich.) Würzburger, ein hochbegabter Natorpschüler, Emigrant aus rassistischen Gründen, der dialektischen Theologie auf der mittleren Linie zwischen Barth und Brunner verpflichtet, geht von der fixen Idee aus, Pestalozzi pendle auch auf dieser mittleren Linie, sei also offenbarungsgläubiger, paulinisch-reformatorischer Bekenntnischrist mit einer kleinen Schwäche für theologia naturalis und pietatis, ausgesprochener Feind irgend eines christlichen Idealismus und gänzlich unberührt vom Geist der Aufklärung. Diese fixe Idee beherrscht das ganze Buch; sie nötigt den Verfasser zu äusserst gewalttätigen, raffinierten Interpretationen. In der Kunst der Interpretation läuft Würzburger — um einen zeitgemässen Ausdruck zu gebrauchen — zu Höchstform auf. Es steckt dahinter derselbe Wille, der Houston Stewart Chamberlain und Hans Blüher befähigte, aus dem schwarzhaarigen Juden Jesus den blondgelockten germanischen Aristokraten Kristus zu entwickeln. Es ist aber auch dieselbe Methode, mit der Arthur Drews die Existenz Jesu wegbe-wiesen, d. h. wegdisputiert hat. Es ist der Wille und die Methode, mit der man alles fertig bringt.

Hauptthese Würzburgers im Negativen ist also: In der religiösen Existenz Pestalozzis (Mensch und Werk) ist christlicher Idealismus nicht als Aktivposten zu finden, sondern nur als Anfechtung, quasi Entgleisung. Paul Wernle aber beginnt sein Buch „Pestalozzi und die Religion“ mit den Worten: „Die religiöse Bedeutung Pestalozzis für die Gegenwart sehe ich darin, dass er einer Zeit, in der es Mode wird, den Idealismus von allen Seiten zu schmähen und zu verprügeln, kraftvoll, wenn auch einseitig, die Wahrheit des Idealismus verkündigt.“ Einseitige, kraftvolle Verkündigung ist etwas anderes als Anfechtung oder Entgleisung! Wer hat nun Recht? Wernle konnte dem dämonischen Wesen Pestalozzis nicht gerecht werden, weil er selbst völlig beziehungslos zu allem Dämonischen war. Aber was er über den Idealismus Pestalozzis schreibt, ist von derart eindeutiger Klarheit und Beweiskraft, dass

auch die raffiniertesten Interpretationskünste seine Thesen nicht zu beinträchtigen, geschweige denn zu vernichten vermögen. Wernle hat nur nicht verstanden, was ausser dem christlichen Idealismus an religiösen Erkenntnissen und Kräften in Pestalozzi lebendig war: das Prophetische und das Unmittelbare.

Jean Paul nannte Pestalozzi einmal den „Gegengiftmischer“ seines Zeitalters. Das war er: Gegengiftmischer der Aufklärung, weniger im Religiösen als im Pädagogischen. Würzburger hingegen stempelt ihn zum Gegengiftmischer im Religiösen und macht ihm den Vorwurf, im Pädagogischen Giftmischer, Abtrünniger, Angefochtener und Entgleister zu sein. Zum Gegengiftmischer des Idealismus hat ihn noch nie ein ernst zu nehmender Pestalozziforscher gestempelt. Das brachte einzig Würzburger fertig, indem er erstens einige hundert Aussprüche Pestalozzis, die für jeden Unvoreingenommenen „Idealismus verkündigen“, radikal umdeutet, und zweitens den christlichen Idealismus so einseitig fasst, dass ausgerechnet jene Formen des christlichen Humanismus, die am bibelnahesten sind, unberücksichtigt gelassen werden. Die heutige Mode, zwischen christlichem Humanismus und biblischem Glauben eine unübersteigbare Mauer zu errichten, hat sich hier verhängnisvoll ausgewirkt. Es gibt nämlich einen christlichen Humanismus, der voll Gottesfurcht und Demut ist. Das ist zum Beispiel der Idealismus Pestalozzis. Diesen Idealismus haben alle bedeutenden Pestalozziforscher erkannt. Würzburger aber erklärt — und das ist das besonders Peinliche an seinem Buch — mindestens hundertmal, alle bisherigen Pestalozzi-Forscher hätten am Wesentlichen der religiösen Existenz Pestalozzis vorbeigeschaut und seien völlig blind gewesen, vor allem Wernle, der, freilich ohne mit Namen genannt zu werden, mit ein paar äusserst taktlosen Bemerkungen abgetan wird.

Und was ist denn nun dieses Wesentliche? Es ist der paulinisch-reformatorische Glaube: Absolute Sündhaftigkeit des Menschen, Unmöglichkeit seiner Erziehung und Bildung, Erlösung durch Christi Blut und Gerechtigkeit in Gericht und vergebender Gnade. Bei Würzburger erscheint Pestalozzi im Talar des Reformators, und zwar des Reformators lutherischer Prägung mit einem zwinglianischen Bäffchen und einem calvinischen Barett. Mit einem ungeheuren Aufwand von Beredsamkeit und einem wahren Wust und Schwulst von Umdeutungen und Beschwörungen vollbringt Würzburger diese Metamorphose des humanistisch-idealistischen Pestalozzibildes. In Wirklichkeit aber war Pestalozzi ein christlicher Humanist, der um seine Sündhaftigkeit wusste, wie jeder ehrliche Mensch, ab und zu erschrak vor seinem pädagogischen Dämon, klar die erlösende Bedeutung Jesu Christi erkannte, wie jeder andere Christenmensch auch, und von Zeit zu Zeit mit sich ins Gericht ging, wie es keinem christlichen Idealisten erspart bleibt. Würzburgers Pestalozzibild entpuppt sich für den, der sich jahrzehntelang mit Pestalozzi abgegeben hat, als eine ungeheuerliche Hypertrophie bestimmter religiöser Züge in Pestalozzi. Im Kern seines Wesens aber war er reiner Idealist, beunruhigt und hin und her geworfen von seinem Dämon und seinem Glauben.

Wernle hält der antiidealistischen Gegenwartsströmung den idealistischen Pestalozzi entgegen, Würzburger aber kleidet ihn in das Fell ihres antezipierenden Propheten.

Jakobus Weidenmann.

Ein nationales Jahrbuch

Nehmt die besonderen Aufgaben der Kriegszeit ernst, versucht ihre Bedeutung dem Volke klar zu machen; aber vergesst über ihnen nicht die Vorbereitung der Nachkriegszeit! Auf diese Formel lässt sich etwa der Gehalt des Jahrbuches „Die Schweiz 1942“ bringen, welches die Neue Helvetische Gesellschaft vor kurzem im Selbstverlag zu Aarau veröffentlicht hat.

Auf die zentrale Aufgabe unseres Volkes in Kriegszeitern weist Prof. Carl J. Burckhardt in seinem Aufsatz über „Das Verhalten des Schweizers im Weltkonflikt“ hin: Zurückhaltung im Urteil über die Völker, die in einem furchtbaren Kampf um die Weltherrschaft verwickelt sind, Dienstbereitschaft gegenüber den Mächten, die uns trotz dem gewaltigen Machtkonflikt Verständnis und Wohlwollen bewahren, Hilfsbereitschaft gegenüber den Opfern der Kriegshandlungen, — aber keinen Augenblick Verzicht auf den eigenen Standpunkt, keinen Moment Verzagen an der schweren Aufgabe der nationalen Selbstbestimmung! „Ich möchte sagen, dass der verborgene Sinn unserer ausgenommenen Lage wohl darin liegt, dass wir nach der bejahenden, der schöpferischen, der heilenden Seite hin zu wirken haben, uns nicht verlieren sollen an die unproduktive Haltung eines verdrossenen Rückzuges... Zu der bejahenden Aufgabe aber gehört vor allem, dass wir der Kulturzusammenhänge eingedenk bleiben, denen wir Wesentliches verdanken“. Wie die schwere Pflicht der Zurückhaltung im öffentlichen Urteil über das Kriegsgeschehen und seine Träger durch Armeestab, Territorialkommandos und Presse gelöst wird, schildert Max Nef. Er erläutert die Gesichtspunkte, nach denen die Kontrolle der Tageszeitungen und Zeitschriften sich richtet; er schildert die Einstellung der Redaktionen zu den Vorschriften der Behörden, und er zerstreut namentlich irrige Vorstellungen über das Mass der amtlichen Eingriffe: „Wenn etwa besorgte Bürger behaupten, heute seien selbst die freie Meinung und das freie Wort beschränkt, so ist das als unwahr zurückzuweisen. Jedermann darf auch heute denken, was er will. Verboten ist aber die schriftliche Aeusserung gewisser Gedanken, da bei ihr, wegen der Verbreitungsmöglichkeit im Inland und im Ausland, die Möglichkeit der Gefährdung und Beeinträchtigung unserer staatlichen Selbständigkeit weit grösser ist“. Ueber rechtliche Schwierigkeiten, mit denen der Bundesrat in Ausübung seiner Kriegsvollmachten zu rechnen hat, schreibt Bundesrichter Dr. Hans Huber. Fürsprech Hans Schaffner erläutert die Organisation der Kriegswirtschaft; Prof. W. von Gonzenbach nennt die Vor- und Nachteile unserer Ernährungslage für die Volksgesundheit, und Gottlieb Duttweiler ent-

wickelt seinen kritischen Standpunkt gegenüber der Preispolitik der Behörden seit dem Beginn der Feindseligkeiten.

Die Beiträge, welche das Jahrbuch „Die Schweiz“ zur Vorbereitung auf die Nachkriegszeit veröffentlicht, erstrecken sich auf den Umbau der staatlichen Einrichtungen, auf die Schulreform und die Binnenschifffahrt. Jacques Freymond eröffnet die Reihe der staatspolitischen Erörterungen mit dem Hinweis, dass angesichts der geringen Eintracht unter den Eidgenossen die Arbeit an der Staatsreform mühselig und undankbar sei. „Wozu noch auf die Vorschläge zur Erneuerung des Bundes eingehen, wenn jeder eine andere Sprache spricht? Wozu noch diskutieren, wenn keiner auf den andern hören will? Wozu noch aktiv vorgehen, wenn eine Aktion die andere beeinträchtigt? Die Haltung der Männer, die sich an das einmal Erreichte klammern und die gegenwärtige Ordnung verteidigen, ist bei dieser Sachlage verständlich: Wäre es nicht ein Schritt zum Chaos, wenn man Reformen einleiten und den Reformatoren Handlungsfreiheit geben würde?“ Trotzdem ruft der junge Waadtländer die politischen Kaders des Landes zur gründlichen Vorbereitung des staatlichen Umbaus auf, da sonst Demagogen die Konflikte der Nachkriegszeit zum Schaden der nationalen Einheit und Selbstbestimmung ausnützen könnten.

Ein Zürcher Jurist, Werner Kägi, trägt zu dieser Vorarbeit positiv und sachlich bei, indem er untersucht, wie auf dem Wege der Wahlreform die Demokratie reaktiviert werden könnte. Sein erstes Ziel besteht in der Aktivierung der Aktivbürgerschaft. Die Aufnahme der Jungbürger darf, nach seiner Ansicht, fortan von einer persönlichen Bewerbung abhängig gemacht werden. Sie soll abhängen vom Besuch einer Rekrutenschule, eines Hilfs- oder Zivildienstes sowie von einem Examen, dem ein lebendiger staatsbürgerlicher Unterricht vorausgehen hätte. Die regelmässige Ausübung des Stimmrechts soll erzwungen werden: nicht bloss durch Bussen, wie sie in einzelnen Kantonen bestehen, sondern auch durch die Veröffentlichung der pflichtvergessenen Aktivbürger im Amtsblatt, durch die zeitweilige Einstellung im Stimmrecht, schliesslich gar durch den gänzlichen Entzug der politischen Rechte.

Die Vorschrift, dass dem Nationalrat nur Männer weltlichen Standes angehören dürfen, möchte der Verfasser aus unserem Grundgesetz entfernen. Bei seinen Vorschlägen für die Reform des Wahlsystems lässt er sich von dem Ziel leiten, die Persönlichkeit statt der Parteien in den Mittelpunkt zu rücken. Zu diesem Zwecke regt er die Bildung kleiner Wahlkreise mit höchstens drei zu vergebenden Sitzen an. Jeder Bürger soll nur eine Stimme abgeben können; sie wird ihm weit mehr bedeuten als die 31 Stimmen, die er heute beispielsweise im Kanton Zürich oder im Bernbiet abgeben darf. Gedruckte Parteilisten sollen verboten werden. An den Erleichterungen, welche das geltende Recht für die Aufstellung von Wahlvorschlägen bietet, an der direkten und geheimen Wahl, am Verbot der mehrfachen Kandidatur und der Stellvertretung will der Autor nicht rütteln.

Die negative Ergänzung zu diesen Reformvorschlägen bietet im Sammel-

band der Neuen Helvetischen Gesellschaft Ernst Schürch mit einem Plädoyer gegen den Proporz, dessen Vielseitigkeit und Schärfe dem früheren Generalprokurator des Kantons Bern alle Ehre machen. Er wirft ihm vor, dass er die gemeine Sache zum Gegenstand zahlenmässig begründeter Ansprüche mache. Er legt ihm zur Last, dass er zur Verquickung grundverschiedener Entscheidungen führe, wobei nicht mehr die sachliche Behandlung, sondern bloss noch ein Handel zu erwarten sei. Er klagt ihn an, dass er jedermann zum Teilhaber und niemand zum Teilgeber des Staates mache, dass er immer nur verteile und nie zusammenfasse. Der Proporz erniedrige die Gerechtigkeit zum Rechenexempel. Er erhebe die Partei zum Vormund des Wahlvolkes, setze den Volkselement zu einem Mosaik von Parteivertretungen.

Das geltende Wahlverfahren, so führt Ernst Schürch seine Anklage fort, zeitige so lange keine echt proportionale Wirkung, als jeder Kanton ein einziger Wahlkreis sei. In den Einer- und Zweierkreisen herrsche in Tat und Wahrheit auch heute noch der Majorz; in den grösseren Kantonen reiche schon der bescheidenste Bruchteil der Wahlstimmen zur Durchsetzung eines Kandidaten aus, sodass die Parteienzersplitterung dort kein Ende nehme. Auch der Zwang zur Berücksichtigung der verschiedenartigen Kantonsteile beeinträchtige in den grossen Wahlkreisen das Niveau der Abordnungen in den Nationalrat. Am schwersten aber wiegt der letzte Klagepunkt, dass nämlich der Proporz die Gruppeninteressen immer mehr parteimässig verselbständigt, sodass ihre Begehren ungebremst auf das Staatsgefüge stossen.

Ein gutes Zeichen für den Lebensmut und Lebensernst des Schweizervolkes, dass mitten im schwersten aller Kriege ein junger Jurist und ein in manchem Kampf erprobter Politiker sich öffentlich mit solchem Nachdruck um eine derart heikle Aufgabe der ersten Friedensjahre bemühen, wie die Reform des Wahlverfahrens sie darstellt!

Georg C. L. Schmidt.

Die Schweiz in ausländischen Zeitschriften

Die Schweiz findet in italienischen Zeitschriften immer wieder starke Beachtung. „Civiltà Cattolica“ veröffentlichte im Oktober einen längern Artikel „650 Jahre Eidgenossenschaft“ von G. E. Willwoll, worin der Verfasser einen Abriss der Schweizergeschichte gibt und u. a. hervorhebt, dass die Freiheit, verbunden mit einer föderalistischen Organisation, die Grundlage des schweizerischen Staatsgefüges sei. Die soziale schweizerische Staatsauffassung sei christlich.

Die Zeitschrift der kgl. italienischen geographischen Gesellschaft „I paesi del mondo“ besprach in ihrem Oktober/November-Heft wohlwollend das monumentale Werk „Geographie der Schweiz“, das unter der Leitung von Fröh herausgegeben wird.

Mit der politischen Seite der geographischen Wissenschaft befasst sich die seinerzeit von Minister Bottai gegründete Zeitschrift „Geopoli-

tica". In ihrem August/September-Heft kam in einem Aufsatz über Italiener und italienische Sprache im Auslande von Gino Bottiglioni auch die Schweiz zur Sprache. Der Verfasser stellt fest, dass im Tessin die Lage der Italianität nicht ungünstig sei, da sie von der Tessiner Regierung gefördert werde, immerhin sei sie doch gefährdet. Anders lägen die Dinge in den romanisch sprechenden Bündnertälern. Die Frage ob das Romanische ein italienischer oder ein selbständiger Dialekt sei, sei schwer zu entscheiden; immerhin werde es auf die Dauer dem Drucke von Norden und Süden nicht widerstehen können, da es nicht weder deutsch noch italienisch sein könne. Bottiglioni erhebt dann von neuem energisch die Forderung auf eine Bereinigung der Alpengrenze, wie sie auch aus der Zeitschrift der GUF (fascistische Studentenschaft) „Libro e Moschetto“ immer wieder zu vernehmen ist. Italien müsse die Türen zu seinem Hause schliessen, den tessinischen Keil beseitigen, und wie es heute am Brenner stehe, müsse es auch seine natürlichen Grenzen auf der ganzen Alpenkette ziehen können. Es schulde dies seinen Heroen im Kriege.

Das „*Bolletino di legislazione scolastica comparata*“ vom Oktober, eine im ersten Jahrgang stehende grossaufgemachte Zeitschrift, die unter dem Kuratorium des Ministers für nationale Erziehung in Rom erscheint, brachte einen längern Artikel über die „nationalen“ Tendenzen der schweizerischen Erziehung von Otto Schmid. Der Verfasser legt die Entwicklung der „nationalen“ Erziehungsbemühungen dar, worunter die „staatsbürgerliche“ Erziehung zu verstehen ist, seit der Einführung der pädagogischen Rekrutenprüfung im Jahre 1875, über die Motion Wettstein 1915, die Wiedereinführung der Rekrutenprüfungen 1936, bis zum Programm der Erziehungsdirektorenkonferenz von 1938 und dem Bundesbeschluss über Kulturwahrung und Kulturwerbung. Auch die Bemühungen der Kantone werden im Einzelnen dargelegt. Der Verfasser bezeichnete das Problem, besonders, was die weibliche Jugend anbelangt, noch keineswegs als vollständig gelöst.

Die illustrierte italienische Wochenschrift „*Oggi*“ brachte in ihrer letzten Nummer des Jahres einen ausserordentlich sympathischen Artikel „*Volti di Zurigo*“ von G. B. Angioletti, in der die grösste Schweizerstadt, „in der man zwar den Geist der Schweiz bedeutend weniger deutlich findet als in Basel oder Bern“, liebenswürdig geschildert wird. Drei Lebensäusserungen sind dem Verfasser vor allem aufgefallen in der Limmattstadt: Einmal das grossartige Leben in den Hotels und Bars, bei dem man nicht die Idee habe, sich in der Schweiz oder überhaupt in irgend einem bestimmten Lande zu finden, sondern dort, wo sich die Kino-regisseure für ihre unwahrscheinlichen und komplizierten Dramen inspirieren liessen; den zweiten Aspekt bietet ihm das kulturelle Leben der Stadt, dessen Reichhaltigkeit und Weltoffenheit er in dieser Zeit unvergleichlich findet; und den dritten Eindruck der Stadt holt er sich in einem Bierlokal, „wo alle Leute glücklich und ruhig scheinen“, eine Feststellung, die uns durch einen Ausländer erstaunlich erscheint, ohne irgend einen mokanten Unterton über „Spiessertum“, wie er bei derartigen Schilderungen unserer Gewohnheiten etwa mitschwingt. Zürich wird

als europäische Stadt dargestellt, in der die ganze Mannigfaltigkeit unseres Kontinentes sich beisammen finde, mehr zwar noch als Experiment, denn als Modell.

Die in Rom unter der Direktion von Giuseppe de Michelis erscheinende Zeitschrift „*Problemi e informazioni sociali*“, die interessante Ueberblicke über soziale Probleme aus aller Welt vermittelt, gibt eine klare und sachlich-richtige Darstellung der praktischen sozialpolitischen Massnahmen in der Schweiz, wobei sie sich besonders für die Entwicklung des schweizerischen Arbeitsrechtes interessiert, das mit der Verwirklichung korporativer Ideen in der übrigen Welt in Parallele gesetzt wird.

*

In amerikanischen Zeitschriften, soweit sie uns in der Schweiz überhaupt erreichen — die Verzögerung von einem Monat stellt ein Minimum und fast ein Glücksfall dar — bringen verschiedentlich Artikel oder Beiträge über die Schweiz, denn das demokratische Eiland inmitten Europas scheint doch Interesse zu finden, wenn ihm auch offenbar keine grosse Bedeutung beigemessen wird.

Dass die Darstellungsweise der Schweiz in amerikanischen Zeitschriften uns gelegentlich etwas naiv vorkommt, bei aller Freude, die uns erfasst, wenn wir feststellen, dass versucht wird unsere Existenz und Eigenart zu begreifen oder darzustellen, beweist etwa ein ausführlicher Artikel im „*Penn State Farmer*“, einer Monatsschrift, die von Studenten des „*Pennsylvania State College*“ herausgegeben wird. Cora Bierbrauer schreibt darin viel Nettes und manches Richtige über die Schweiz, ihre Wirtschaft, Vergangenheit und Kultur. In der katholischen New Yorker Wochenschrift „*America*“ erschien ein Artikel über „die Anstrengungen der Schweiz frei und im Frieden zu bleiben“ von Joseph Conrad Fehr, der als Jurist und Staatsanwalt in Washington tätig ist und während des letzten Weltkrieges mit den amerikanischen Streitkräften in Frankreich kämpfte. Er beschäftigte sich dann eingehend mit den deutsch-amerikanischen Beziehungen und publizierte bereits in verschiedenen Zeitschriften Artikel rechtlicher und allgemeiner Natur. Seine Darstellung der Schweiz ist richtig und sehr lobend, — so lobend, dass es dem zu Hause sitzenden Schweizer nicht mehr immer ganz wohl ist bei so viel Lob. Die Problemstellung ist typisch amerikanisch; von Interesse ist vor allem das Verhältnis zwischen der Schweiz und den Achsenmächten, dessen Vielfältigkeit radikal vereinfacht und auf einen Nenner gebracht wird.

Immer wieder steht dieses Thema im Mittelpunkt fast aller amerikanischen Erörterungen über die Schweiz, auch soweit sie nicht ausgesprochen politischer Natur sind. Die New Yorker Monatsschrift „*The Living Age*“ brachte in ihrer Augustnummer zwei Artikel, deren einer der deutsch geschriebenen Neuyorker „*Neuen Volkszeitung*“ (Anti-Nazi-Weekly“) entnommen ist und in scharfen Tönen, die Gefahr darstellt, die der Schweiz von Seite des Nationalsozialismus drohe. Der andere Artikel von W. W. Schütz ist der Londoner „*Contemporary Review*“ entnommen und legt in ziemlich sachlicher Weise die Anstrengungen

der Schweiz zur militärischen, geistigen und wirtschaftlichen Landesverteidigung dar.

Auch die in Jersey City erscheinende grosse illustrierte Monatsschrift „*Fortune*“ widmete in ihrem Septemberheft einen ziemlich grossen Raum der Schweiz. Der aus Berlin zurückkehrende Korrespondent der „*Time Inc.*“ der die Schweiz besuchte, schreibt ausführlich und in Anbetracht seines kurzen Aufenthaltes sehr treffend über die schwierige Lage der Schweiz inmitten des von den Achsenmächten beherrschten und von den Engländern blockierten Kontinentes, wobei die Haltung unseres Volkes volles Lob findet. Er hebt besonders die verkehrspolitische Position der Schweiz in Europa stark hervor und unterstreicht sie mit Bildern schweizerischer Alpenstrassen und Bahnen. Gewisse „Amerikanismen“ in der Darstellung gehören nun einmal zum Wesen der amerikanischen Reportage und fallen gegenüber der ausserordentlich freundlichen und klarsehenden Haltung nicht schwer ins Gewicht. Dies gilt auch für einen im „*Harpers Magazine*“ erschienenen Artikel über die Schweiz, den der in Amerika weilende Denis de Rougemont zusammen mit der Amerikanerin Charlotte Muret verfasste, und der einem inzwischen in New York erschienenen Buche über die Schweiz „*The heart of Europe*“ der gleichen Verfasser entnommen ist. Das Buch selbst ist bisher nicht in die Schweiz gekommen, doch ist einigen begeisterten Besprechungen in amerikanischen Zeitschriften zu entnehmen, dass es offenbar ein sehr günstiges Echo findet.

Aus den deutschen Zeitschriften, die den Lesern der „*N. S. R.*“ im allgemeinen ja eher direkt zugänglich sein dürften, sei ein Artikel, versehen mit einigen Bildern, aus der illustrierten, sorgfältig aufgemachten Monatsschrift „*Das XX. Jahrhundert*“ nur erwähnt. Alfred Haussner, der die Schweiz vor einiger Zeit besucht hatte, und der auch in den „*Münchener Neuesten Nachrichten*“ sich gelegentlich mit der Schweiz befasste, verfasste einen Artikel „*Eidgenössische Elegie 1941*“, der für die deutsche Auffassung des Verhältnisses Schweiz-Deutschland sehr charakteristisch ist.

Auch auf einen Artikel des Historikers Dr. Hans-Georg Fernis, der sich bereits früher mit der Schweiz befasste und über ein solides historisches Wissen verfügt, „*Wandlungen in der Schweiz?*“ im Oktoberheft der volkstumspolitischen Monatsschrift „*Deutsche Arbeit*“, sei hier lediglich hingewiesen.

Roland Petermann.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— (+ Porto Fr. 1.—)
für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 45855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 45855

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland